Rede zum Volkstrauertag

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Häusler,

sehr geehrter Herr Bürgermeister Röwer,

sehr geehrte Gemeinde- und Ortschaftsräte,

und natürlich sehr verehrte Gäste!

Wir haben uns heute hier versammelt - an einem Ort der Mahnung und Erinnerung - um an die Opfer zu erinnern, die durch Krieg, Gewalt und Terror ihr Leben verloren haben. An jene Menschen, deren Leben aufgrund des Krieges unwiderruflich verändert wurde. Aber auch an die folgenden Generationen, die ein von ihren Vorfahren mit Leid und Schmerz überschattetes Leben vererbt bekamen.

Der Volkstrauertag ist ein Tag des Gedenkens. Erinnern bedeutet dabei nicht nur zurückzublicken, sondern auch herauszufinden, was wir aus dem Vergangenen mitnehmen können und welche Verantwortung sich daraus für uns ergibt.

Was also bleibt von einem Krieg, bei dem die Waffen schon längst ruhen?

Es bleiben die schmerzhaften Erinnerungen, Verletzungen und Geschichten jener Menschen, die das Grauen selbst erlebt haben. Es bleiben die Erinnerungen an eine in ihre Einzelteile zerbrochene Welt, an 60 bis 70 Millionen Menschen, die ihr Leben innerhalb von nur sechs Jahren verloren haben. An Menschen, die nach dem Krieg auf der Straße lebten, ohne Nahrung und ohne Heimat, in die sie hätten zurückkehren können.

Auch in Singen war das Leben der Menschen geprägt von Leid und Not. So waren hunderte Gebäude bei Bombenangriffen beschädigt worden, es herrschte Mangel an Wohnraum und Lebensmittel gab es wenig. Singen war zudem Teil der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft aufgrund ihrer ausgeprägten Industrie. Um diese am Laufen zu halten, wurden deswegen tausende Menschen aus Osteuropa nach Singen verschleppt.

Seit dem Ende des Krieges sind viele Jahrzehnte vergangen. Die Zahl der Menschen, die noch selbst von ihren Erlebnissen berichten können, wird immer kleiner. Erinnerungen verblassen, Geschichten verändern sich oder geraten auch ganz in Vergessenheit.

Was bleibt also, wenn die Menschen, die die Erinnerungen bewahren, allmählich verschwinden?

Es bleiben die Orte, an denen die Menschen ihre Spuren hinterlassen haben. Orte sind dabei nicht nur Stein, Putz, Ziegel und Mauern. Sie bewahren Geschichten und sorgen dafür, dass Schicksale einzelner Menschen eben nicht nur hinter Zahlen und Daten verschwinden.

Ein solcher Ort des Erinnerns ist die Theresienkapelle. Sie steht hier in Singen schon seit 1946, auf dem ehemaligen Gelände der Georg-Fischer-AG in der Fittingstraße. Heute befindet sich die Kapelle in unserem Singener Industriegebiet und liegt dort hinter der Autowaschanlage LEY versteckt.

Die Theresienkapelle ist gerade deshalb so bedeutend, weil sich die Schicksale vieler Menschen mit ihr verbinden lassen. Bevor die Theresienkapelle gebaut wurde, diente das Gelände der Georg-Fischer-AG während des Zweiten Weltkriegs als Arbeitslager für

sogenannte Zwangs- und Fremdarbeiter. Sie wurden größtenteils aus Osteuropa deportiert und überlebten unter schlechtesten Lebensbedingungen meist nur bis zu 6 Monate.

Erschreckend ist dabei die Tatsache, dass viele Arbeiter sehr jung waren - teils gerade einmal 13 Jahre alt, so wie die Ukrainerin Sinaida Dorofeeva Kusminitschna, die 1942 in besagtem Alter nach Deutschland kam und ab 1944 in dem Lager in der Fittingstraße arbeiten musste. Ein Alter, in welchem Kinder eigentlich spielerisch die Welt entdecken und unbekümmert aufwachsen sollten.

Eine weitere Gefangene des Arbeitslagers war Antonia Danilovna Trinoschenko. Auch sie wurde 1942 im Alter von 21 Jahren nach Deutschland deportiert und musste im Zwangsarbeiterlager der Fittingwerke in der Gießerei unter schwersten Bedingungen arbeiten. Zu Essen bekam sie morgens 200 Gramm Brot und kochendes Wasser, mittags und abends nur Steckrüben und Wasser. Dies entspricht ungefähr 600 bis 700 Kilokalorien und damit gerade einmal 18 bis 27 Prozent des täglichen Energiebedarfs eines Erwachsenen, der körperlich anstrengende Arbeit verrichtet.

Einige Zeit später, als Frau Trinoschenko schon sehr krank und erschöpft war, wurde sie zum Ofen in den Fittingwerken versetzt, an dem Granaten getrocknet wurden. Eines Tages sollten sie und ein weiterer Insasse diese Granaten abreiben und aufstellen. Dabei gingen einige der Granaten zu Bruch. Als ihr Meister davon erfuhr, wurden die Beiden von ihm geschlagen. Wie weit diese Gewalt ging, beschrieb Frau Trinoschenko nicht. Es ist jedoch nachgewiesen, dass Gewalt, bis hin zum Totschlag, an der Tagesordnung stand, ohne dass die Täter dafür belangt wurden. Ein Menschenleben konnte also einfach ausgelöscht werden, ohne dass jemand eingriff oder die Betroffenen schützte. Heute scheint das unvorstellbar – damals war es die bittere Realität.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das ehemalige Zwangs- und Fremdarbeiterlager zu einem Gefangenenlager umfunktioniert, in dem bis zu 1000 deutsche Gefangene aus den Regionen von Lindau bis Lörrach untergebracht wurden. Ein Ort, den die Deutschen zuvor als verachtenswert und gleichzeitig notwendig für die Kriegsführung angesehen hatten, wurde nun selbst zum Gefängnis für deutsche Gefangene. Auch für diese Menschen waren die Lebensbedingungen menschenunwürdig. Auch von ihnen wusste keiner, ob und wann er seine Familie wiedersehen würde. Doch neben all dem Schmerz und Leid des Krieges, gab es dennoch Hoffnung und Menschlichkeit.

1946, also ein Jahr nach dem Ende des Krieges, übernahm der französische Berufsoffizier Jean Le Pan de Ligny das Kommando über das Kriegsgefangenenlager. Unter ihm verbesserten sich die Lebensbedingungen der Gefangenen drastisch. Das lag auch daran, dass er selbst die Kriegsgefangenschaft in Deutschland erlebt hatte. Und gerade das macht sein Handeln so bemerkenswert: Obwohl er allen Grund gehabt hätte, seinem Hass auf Deutschland, den Erfahrungen seiner Gefangenschaft und den Erinnerungen an den Krieg nachzugeben, ließ de Ligny sich nicht dazu verleiten, die Gefangenen für das erlittene Unrecht büßen zu lassen. Er wollte ihnen stattdessen so viel Freiheit wie möglich geben, indem die Gefangenen zum Beispiel Löhne je nach ihrem militärischen Rang ausbezahlt bekamen und ebenfalls einen Chor, ein Orchester, eine Theater- und Artistengruppe als auch eine Fußballmannschaft gründen durften. De Ligny setzte somit bereits sehr früh nach dem Zweiten Weltkrieg ein Zeichen für Hoffnung und eine bessere Zukunft nach dem Krieg.

Er war es schließlich dann auch, der die Gefangenen auf die Idee brachte, eine Kapelle auf dem Grund des Gefangenenlagers zu errichten. So kam es, dass die Soldaten, die vor ihrem Militärdienst handwerkliche Berufe gelernt hatten, zu einer neuen Gruppe zusammenwuchsen. Sie verband ein gemeinsames Ziel: eine Kapelle zu errichten. Mit den einfachsten Materialien und primitivsten Mitteln begannen sie, die Kapelle größtenteils in Handarbeit aufzubauen. Innerhalb nur eines Jahres entstand auf diese Weise eine kleine Kapelle auf dem Gelände, auf dem zuvor schon so viel Leid, Wut, Schmerz und Hoffnungslosigkeit erfahren werden mussten.

Am 9. November 1947 wurde die bis dahin namenlose Kapelle auf den Namen St. Theresia geweiht. An der Weihe nahmen französische Geistliche, ein Teil der französischen Führungsriege, deutsche Geistliche und die Kriegsgefangenen teil. Gemeinsam beteten sie in der Kapelle ein Gebet des Friedens.

Menschen aus zwei Nationen, die sich noch vor wenigen Jahren mit tödlichen Waffen gegenübergestanden hatten, die sich bekämpft und gegenseitig großes Leid zugefügt hatten, hatten zusammen einen Ort des Friedens und des Glaubens geschaffen, an dem sie nun vereint im Gebet für den Frieden zusammenfanden.

Aus einem Ort der Gefangenschaft entstand ein Ort der Hoffnung. Hoffnung auf einen Neuanfang. Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Eine Zukunft, die wir heute Gegenwart nennen dürfen. Die Kapelle selbst wird zu einem Symbol der Versöhnung. Sie zeigt, dass Mitgefühl und Verständnis, Hass und Wut immer überwiegen werden, dass das Gute in uns Menschen schlussendlich immer gewinnen wird.

[Leticia:]

Was in der Theresienkapelle im Kleinen begann, ist nun im Großen Wirklichkeit geworden. Zwei Länder, die sich zuvor hauptsächlich als Feinde gegenübertraten, stehen heute Seite an Seite für ein starkes Europa ein.

Einer der wichtigsten Meilensteine hierfür war die Unterzeichnung des Élysée-Vertrags am 22. Januar 1963 durch den Bundeskanzler Konrad Adenauer und den französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle. Durch diesen Vertrag, der endlich das Ende einer jahrhundertealten Rivalität und Feindschaft bestätigte, sollte die Zusammenarbeit zwischen beiden Nationen gestärkt und eine Grundlage für eine anhaltende Freundschaft geschaffen werden.

Doch Versöhnung beginnt nicht erst mit einer Unterschrift unter einem Vertrag. Sie beginnt dort, wo Menschen bereit sind, aufeinander zuzugehen, gegenseitiges Vertrauen aufzubauen und trotz einer grausamen Vergangenheit an einer besseren Zukunft zu arbeiten. Genau das zeigt uns auch die Geschichte der Theresienkapelle.

Selbstverständlich kann diese Geschichte das Leid, das die Menschen erfahren haben, nicht rückgängig machen, jedoch veranschaulicht sie, dass die Vergangenheit nicht zwingend bestimmen muss, wie die Zukunft aussieht.

Für mich liegt genau darin die besondere Bedeutung dieses Ortes. Die Theresienkapelle erinnert uns nicht nur daran, was sich Menschen gegenseitig antun können, sondern sie dient auch dazu, sich in Erinnerung zu behalten, wozu wir trotz allem fähig sind: sich entgegenzukommen, zusammenzuarbeiten und einen neuen Weg einzuschlagen.

Daher ist die deutsch-französische Freundschaft ein wichtiges Beispiel dafür, dass Verständigung immer noch möglich und wichtig ist, dass aus Feindschaft Zusammenarbeit und eine Gesellschaft entstehen kann und dass Frieden nicht selbstredend ist, sondern immer wieder neu geschaffen und bewahrt werden muss.

Und vielleicht liegt genau darin eine der wichtigsten Botschaften, die wir aus diesen Ereignissen mitnehmen sollten: Versöhnung bedeutet nicht, die Vergangenheit zu vergessen oder das Geschehene ungeschehen zu machen. Vielmehr bedeutet sie, sich der Vergangenheit bewusst zu sein, aus ihr zu lernen und trotz allem gemeinsam den Blick nach vorne zu richten.

Doch was bedeutet es eigentlich, sich zu erinnern? Und weshalb ist es gerade heute, so viele Jahre später, noch immer von so großer Bedeutung?

Wir leben in einer Zeit, in der die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs für sehr viele Menschen immer weiter in den Hintergrund rücken. Die Generation, die diese Zeit selbst erlebt hat, schrumpft immer mehr. Auch ich kenne Krieg, Verfolgung und Zwangsarbeit hauptsächlich aus Geschichtsbüchern oder aus Erzählungen, doch ich selbst habe all das nicht miterlebt. Ich persönlich kann es mir kaum vorstellen, was für Ängste und Unsicherheiten diese Menschen damals mit sich tragen mussten, ganz zu schweigen, zu versuchen, sich in sie hineinzuversetzen. Dennoch betrifft die Vergangenheit auch meine, auch unsere Generation, denn auch wenn wir nicht für sie verantwortlich sind, tragen wir trotzdem Verantwortung dafür, wie wir mit ihr umgehen.

Deshalb bedeutet Erinnern für mich mehr, als sich nur an Jahreszahlen und historischen Ereignissen festzuhalten. Es bedeutet, sich klarzumachen, dass hinter jeder Zahl ein Mensch steht. Ein Mensch mit einer Familie, mit Hoffnung, mit Plänen für die Zukunft und mit dem Wunsch, ein friedliches Leben zu führen.

Wir müssen uns in Erinnerung rufen, dass es Menschen waren, deren Leben durch die Entscheidungen anderer Menschen verändert oder sogar beendet wurden.

Wenn wir heute an diesem Ort stehen, dann sollten wir uns nicht nur fragen, was damals geschehen ist. Wir sollten uns fragen, was wir daraus für unsere heutige Zeit lernen können. Denn selbst heute noch erleben wir, wie schnell Menschen ausgegrenzt werden, wie Vorurteile entstehen und wie aus unterschiedlichen Meinungen Feindbilder werden. Themen wie Kriege, Diskriminierung und Menschenfeindlichkeit findet man nicht nur in Geschichtsbüchern, sonder sie sind ein Teil unserer heutigen Welt.

Nicht nur zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden Menschen wie Dorofeeva Kusminitschna gezwungen ihre Heimat zu verlassen, auch heute in Europa erleben wir etwa mit dem Krieg in der Ukraine, dass Krieg auch heute noch das Leben unzähliger Menschen zerstört. Allein im Jahr 2025 wurden dort 2.514 Zivilisten getötet und über 12.000 verletzt. So viele wie in keinem anderen Jahr seit Beginn des russischen Großangriffs 2022. Das sind nicht nur Zahlen oder Statistiken, sondern Menschen, die ihre Familien verloren haben, ihre Heimat verlassen mussten und ständig in Angst und Unsicherheit leben, ohne zu wissen, wann sie endlich wieder in Frieden leben können.

Und auch wenn dieser Krieg nicht direkt hier bei uns stattfindet, können wir nicht einfach wegsehen. Denn er betrifft die Sicherheit in ganz Europa und erinnert uns daran, wie schnell der Frieden, den wir in Deutschland als selbstverständlich erachten, bedroht und zunichte gemacht werden kann.

Wenn wir also an die Theresienkapelle denken, erinnern wir uns an Menschen, die selbst Leid und Gefangenschaft erfahren mussten. Doch leider sind solche Erfahrungen immer noch präsent: Tausende ukrainische Zivilisten werden auch heute noch im Zusammenhang mit dem Krieg festgehalten. Somit erinnert uns der Ort der Theresienkapelle an etwas, was für viele Menschen leider noch immer verzweifelte Realität ist.

Jedoch erzählt die Theresienkapelle nicht nur von Leid und Gefangenschaft. Sie zeigt uns auch, dass Versöhnung, trotz aller Hindernisse, immer noch möglich ist. Gerade dieser Gedanke ist heute wichtiger denn je. Denn auch in unserer Gesellschaft wird deutlich, dass Menschlichkeit und gegenseitiger Respekt keine Selbstverständlichkeit sind. Allein 2025 wurden in Deutschland über 22.000 Fälle von Hasskriminalität dokumentiert, darunter fast 19.500 Straftaten, die gegen Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Hautfarbe oder ihrer Religion ausgeübt wurden. Ich finde es unbegreiflich, dass so viele Menschen immer noch nicht aus der Vergangenheit gelernt zu haben scheinen. Schließlich liegt es an uns,

gemeinsam einen Schritt nach vorne zu gehen und nicht zuzulassen, dass sich die Geschichte noch einmal wiederholt. Denn letzten Endes kann eine Person keinen Krieg alleine beenden, aber man kann sich dafür entscheiden, wie man mit anderen umgehen möchte.

Deswegen ist es wichtig, aufmerksam zu bleiben, andere mit Respekt zu behandeln und nicht wegzuschauen, wenn Unrecht geschieht. Denn es geht nicht darum, an der Vergangenheit festzuhalten, sondern aus ihr zu lernen und darüber nachzudenken, welche Werte wir in unserer Gesellschaft vertreten und wie wir in Zukunft miteinander umgehen wollen.

Ich finde, dass gerade wir als junge Generation eine besondere Verantwortung haben. Nur weil wir den Krieg nicht selbst miterlebt haben, heißt es nicht, dass wir uns nicht für die Geschichten und Schicksale der Menschen interessieren sollten. Ganz im Gegenteil. Es ist wichtiger denn je, dass wir uns gerade jetzt damit befassen, denn bald wird es keine Zeitzeugen mehr geben, die uns aus ihrer eigenen Erfahrung berichten können, wie es früher war.

Deshalb sollten wir uns auch nicht nur an einem einzigen Tag im Jahr erinnern, stattdessen sollte Erinnern uns im alltäglichen Leben begleiten.

Vielleicht können wir die Vergangenheit nicht komplett begreifen und auch nicht, was die Menschen erlebt haben, dennoch können wir ihre Geschichten weitergeben und dafür sorgen, dass sie nicht in Vergessenheit geraten. Denn Erinnern bedeutet ebenfalls, Verantwortung für unsere gemeinsame Zukunft zu übernehmen und auf etwas Neues und Besseres hinzuarbeiten.

[Genan:]

Doch wie können wir diese Erinnerung im Alltag wachhalten? Und wo begegnet uns die Verantwortung, die daraus erwächst? Eine Antwort darauf geben Orte des Erinnerns, die uns auch außerhalb von Gedenktagen immer wieder mit unserer Geschichte konfrontieren. Die Theresienkappelle ist einer dieser Orte, an denen die Erinnerung an die Opfer bis heute lebendig gehalten wird. Doch Orte der Erinnerung gibt es nicht nur an solchen besonderen Gedenkstätten, sondern auch mitten in unserem Alltag, zum Beispiel in Form von Stolpersteinen, denen wir oft begegnen, ohne wirklich wahrzunehmen, wofür sie stehen.

Ich erinnere mich noch daran, wie vor ein paar Jahren ein Lehrer unserer Schule durch die Klassen gegangen ist und gefragt hat, wer freiwillig helfen würde, die Stolpersteine in unserer Nähe zu putzen und zu erhalten. Und ich erinnere mich auch daran, dass sich damals kaum jemand gemeldet hat. Vielleicht haben wir uns damals nicht viel dabei gedacht. Vielleicht war es einfach nur eine Aufgabe, auf die niemand wirklich Lust hatte. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, frage ich mich: Haben wir eigentlich verstanden, worum es wirklich geht?

Denn wir reden hier nicht einfach nur von kleinen Messingsteinen im Boden. Wir reden von Menschen. Von Menschen, die gelebt, gelacht und geliebt haben. Menschen, die Familien hatten, die Pläne für ihre Zukunft gemacht haben und die einfach nur ein normales Leben wie wir führen wollten. Und plötzlich wurde ihnen all das genommen. Sie wurden ausgegrenzt, verfolgt, aus ihren eigenen Häusern gerissen und ermordet. Nicht, weil sie jemandem etwas getan hatten, sondern weil sie waren, wer sie waren.

Jeder von uns ist schon mindestens einmal an einem Stolperstein vorbeigelaufen, ohne sich viel zu denken. Von diesen Steinen gibt es ja so viele. Aber genau das ist das erschreckende: Jeder Stein steht für ein Opfer, eine Person, die wegen rassenideologischer Gründe ihrer Familie entrissen wurde und nie wieder zurückkam.

Wir sehen die Stolpersteine als eine wichtige Form der Erinnerung, weil sie den Menschen ihre Namen zurückgeben, denn sie waren mehr als nur eines der Millionen Opfer. Hinter jeder Inschrift steckt ein Leben, das nicht einfach in einer Zahl verschwinden darf. Die Stolpersteine machen uns bewusst, dass die Opfer keine namenlosen Menschen aus einem Geschichtsbuch waren. Sie waren Nachbarn, Freunde, Eltern, Kinder. Menschen, die heute vielleicht noch leben könnten, wenn ihnen nicht so viel Menschlichkeit genommen worden wäre.

Und das Erschreckende ist: Diese Verbrechen sind nicht irgendwo weit entfernt passiert. Sie sind auch hier passiert. In unserer Stadt, in unseren Straßen, direkt vor den Haustüren, an denen wir heute vorbeilaufen, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, was dort einmal geschehen ist. Vielleicht gehen wir jeden Tag an einem Stolperstein vorbei, ohne den Namen darauf zu lesen. Vielleicht treten wir sogar achtlos darüber hinweg. Aber hinter diesem kleinen Stein verbirgt sich eine Geschichte, die es verdient, gehört zu werden.

Genau das macht diese Form des Gedenkens so besonders: Die Stolpersteine liegen nicht irgendwo in einem Museum oder hinter den Mauern einer Gedenkstätte. Sie liegen mitten in unseren Straßen, dort wo wir jeden Tag unterwegs sind. Sie begegnen uns ganz selbstverständlich in unserem Alltag und erinnern uns daran, dass diese Geschichte nicht weit weg, sondern hier passiert ist.

Wenn wir also stehen bleiben, den Namen lesen und vielleicht sogar wieder kommen, um den Stein zu putzen, dann ist das vielleicht nur eine kleine Geste. Aber wir können ihnen etwas geben, das ihnen damals genommen werden sollte: einen Platz in unserer Gesellschaft, in unserer Erinnerung.

Und wir können ihnen versichern, dass wir unser Bestes geben, damit so etwas nicht wieder passiert. Denn es geht darum, nicht wegzusehen, wenn Menschen ausgegrenzt werden, und nicht zu schweigen, wenn anderen ihre Würde abgesprochen wird.

Die Stolpersteine zeigen uns nicht nur die Vergangenheit, sie sind auch ein Fenster in unsere Zukunft. Denn wenn wir uns mit dem beschäftigen, was damals passiert ist, dann tun wir das nicht nur, um uns an die Toten zu erinnern. Wir tun es auch, damit wir verstehen, wie es überhaupt so weit kommen konnte, wie aus Vorurteilen Hass werden konnte, wie Menschen plötzlich nicht mehr als Menschen gesehen wurden und wie viele einfach weggeschaut haben, obwohl sie vielleicht etwas dagegen hätten tun können.

Genau deswegen ist das Erinnern heute so wichtig. Denn auch wenn die Zeit eine andere ist, verschwinden Ausgrenzung, Hass und die Einteilung in ‚wir' und ‚die anderen' nicht einfach von selbst. Manchmal fängt es ganz klein an. Mit einem Spruch oder mit dem Gefühl, dass manche Menschen weniger wert seien als andere. Vielleicht denkt man sich im ersten Moment, dass das doch nicht so schlimm ist. Aber genau deshalb müssen wir aufmerksam bleiben, denn wir wissen, wohin es führen kann, wenn solche Gedanken immer mehr Raum bekommen und niemand widerspricht.

Wir dürfen nicht erst dann hinschauen, wenn es zu spät ist. Die Menschen, an die wir heute denken, können uns nicht mehr erzählen, was sie erlebt haben. Aber ihre Geschichten und die Orte sind noch da und sie erinnern uns daran, was passieren kann, wenn Menschen ihre Menschlichkeit verlieren und andere Menschen einfach nur noch als Feinde betrachten. Wir sind der Vergangenheit nicht einfach hilflos ausgeliefert.

Trotzdem können wir sie nicht rückgängig machen, wir können den Menschen, an die wir heute denken und erinnern, ihr Leben nicht zurückgeben und das Leid ihrer Angehörigen nicht ungeschehen machen. Aber wir können aus ihr lernen. Wir können es anders machen und wir können heute damit anfangen. Wir können dafür sorgen, dass ihre Geschichten nicht vergessen werden. Und wir können dafür sorgen, dass das, was ihnen angetan wurde, niemals wieder als etwas Normales angesehen wird.

Wir können nicht versprechen, dass sich die Geschichte niemals wiederholt. Aber wir können beeinflussen, wie wir miteinander umgehen und Verantwortung übernehmen. Wir können widersprechen, wenn jemand wegen seiner Herkunft, seiner Religion oder seinen Überzeugungen abgewertet wird. Und wir können uns dafür entscheiden, nicht einfach mitzumachen oder wegzusehen, nur weil es einfacher wäre.

Vielleicht denken wir manchmal, dass wir als Einzelne sowieso nicht so viel verändern können. Aber Geschichte besteht nicht nur aus den Entscheidungen mächtiger Menschen. Sie besteht auch aus den Entscheidungen ganz normaler Menschen.

Und genau darin liegt auch Hoffnung, denn wenn Menschen durch ihre Entscheidungen dazu beitragen können, dass Hass und Ausgrenzung wachsen, dann können Menschen durch ihre Entscheidungen auch dafür sorgen, dass Menschlichkeit, Respekt und Zusammenhalt stärker werden.

Wenn wir also das nächste Mal an einem Stolperstein vorbeigehen, dann sollten wir vielleicht für einen Moment stehen bleiben, den Namen lesen und uns bewusst machen, dass hinter diesem Namen ein Mensch stand, dessen Leben genauso wertvoll war wie unseres.

Denn am Ende reicht es nicht, zu sagen, dass so etwas nie wieder passieren darf. Wir müssen auch bereit sein, etwas dafür zu tun. Stolpersteine zeigen uns die Vergangenheit. Doch die Ablehnung dieser Form des Gedenkens ändert nichts an dem, was passiert ist. Wenn wir das Erinnern ausschließlich an einen abgelegenen Ort verlagern, besteht die Gefahr, dass sie immer mehr aus unserem Alltag verschwindet. Dabei sollte uns die Geschichte gerade dort begegnen, wo sie einst stattgefunden hat: mitten in unseren Straßen.

Und wenn ich heute an die Situation von damals zurückdenke, als sich kaum jemand freiwillig zum Putzen der Stolpersteine gemeldet hat, sehe ich das anders als früher. Heute verstehe ich, dass es dabei nicht einfach nur ums Putzen geht. Es geht darum, Verantwortung zu übernehmen und den Menschen zu zeigen, dass sie nicht vergessen sind. Heute würde ich mich selbst melden. Denn Erinnerung beginnt nicht erst bei einer großen Rede oder an einem besonderen Gedenktag, sondern bei den kleinen Dingen.

Denn wie unsere Zukunft aussieht, liegt in unseren Händen. Sie ist noch nicht entschieden und wir dürfen nicht zulassen, dass sich die dunkelsten Kapitel unserer Geschichte wiederholen.

Deshalb möchten wir an alle appellieren: Lassen Sie uns Orte des Erinnerns, wie die Theresienkapelle oder die Stolpersteine, nicht einfach nur als Teil unserer Stadt betrachten, sondern als Mahnung und Auftrag an uns alle. Nehmen wir uns die Zeit, stehen zu bleiben, hinzuschauen und uns mit unserer Vergangenheit auseinanderzusetzen. Denn Erinnerung lebt nicht allein durch Denkmäler oder Gedenkveranstaltungen wie dieser, sondern vor allem durch uns und das, was wir aus ihr für die Zukunft machen. Wir möchten uns bei allen bedanken, die heute hier sind, die zuhören und dazu beitragen, dass die Erinnerung an die Opfer und ihre Schicksale lebendig bleibt. Vielen Dank.